

Ramona
Raabe

Das
pathologische
Leiden der
Bella Jolie
Novelle

Dittrich

Ramona Raabe

Das pathologische Leiden
der Bella Jolie

Novelle

Mit Illustrationen von Ailish Trimble

Dittrich

© Dittrich Verlag ist ein Imprint
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2018
Lektorat: Markus Lorenz
Satz: Gaja Busch
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch
Cover-Aquarell: © Ailish Trimble
Foto der Autorin: © Patricia Kaiser

Printed in Germany

ISBN 978-3-947373-01-7

Für Sarah

*und für alle Momente,
die sich nicht festhalten lassen*



Vorwort der Herausgeberin

Statistiken weisen seit dem Jahr 2010 einen exponentiell ansteigenden Trend der sogenannten »Selfies« auf, also von zumeist mit der Kamera eines Mobiltelefons aufgenommenen Selbstfotografien. Während diese allseits beliebte Tätigkeit für die meisten Menschen problemlos Teil ihres vor allem privaten und sozialen Lebens ist, wissen wir heute, dass sie ebenfalls zu einem zwanghaften Verhalten führen kann, welches die Betroffenen erheblich einschränkt und ihnen schadet.

Die pathologische Impulskontrollstörung (»Selfie-Sucht«), welche erst 2024 als solche von der Medizin anerkannt wurde, ist als Phänomen bis heute nicht ausreichend erforscht. Der Fachbegriff Autokatoptromanie setzt sich zusammen aus griech. αὐτός, autos, »selbst«, κάτοπτρον, katoptron, »Spiegel«, und μανία, manía, »Raserei, Wahnsinn«.

Durchbrechend und crossmedial wahrgenommen als ernsthaftes, durch alle Gesellschaftsschichten persistierendes Problem wurde die Störung erst durch den Fall der im Jahr 2019 an den Folgen ihrer Sucht verstorbenen 29-jährigen »Bella Jolie«, kaum bekannt unter ihrem bürgerlichen Namen Janina Ast.

Ast, deren Sucht exzessive Ausmaße annahm, entfernte sich in den Monaten August bis November 2019 kaum mehr von einer Steckdose in ihrer Wohnung auf der

ostfriesischen Insel Juist, um ihr Mobiltelefon ohne Unterlass mit Strom zu versorgen und den Kameramodus funktionsfähig zu halten.

Mehrere Tage verbrachte die damalige Studentin an jener Stelle und beschäftigte sich in den letzten Wochen – so ließ sich den Daten auf dem verbliebenen Gerät sicher entnehmen – mit nichts anderem als der Selbstfotografie und dem Löschen von Fotos zwecks Erschaffung neuen Speicherplatzes. Bis zu 11.000 Fotos innerhalb von 24 Stunden soll die Studentin in ihren letzten Tagen von sich selbst gefertigt haben, und sie hörte auch nicht damit auf, um lebensnotwendigen vegetativen Tätigkeiten nachzukommen. Besonders tragisch werden somit diese letzten Fotografien, die eingehend die schwindenden Kräfte einer Frau porträtieren, die den Obduktionsergebnissen zufolge letztlich dehydriert war. Die nur wenigen und kurzen Pausen zwischen den letzten Fotostrecken weisen außerdem auf akuten Schlafmangel hin.

Es lässt sich wohl mit Gewissheit sagen, dass ein Tod nie eindringlicher dokumentiert worden ist. Der 2020 im Brahmman-Verlag erschienene Band »Die letzten Stunden der Bella Jolie. Ein Leiden in Bildern, Sekunde um Sekunde« wurde nach einer Klage der verbliebenen Familienangehörigen wegen Verletzung des Persönlichkeitsrechts posthum wieder vom Markt entfernt. Die Ansammlung von Fotos wurde vom verantwortlichen Richter Peter Kreuzer im nachfolgenden Prozess aufgrund eines medizinischen Gutachtens für ein zwanghaftes Symptom einer Krankheit befunden, und nicht als Zeugnis eines freiwilligen Exhibitionismus.

Ein Teil der Fotos darf im vorliegenden Band mit freundlicher Genehmigung der Familie Ast nun erstmals wieder veröffentlicht werden. So dokumentieren einige Abbildungen die letzten Stunden Janina Asts, während es sich bei den meisten Fotos um weitgehend unbekannte Beispiele ihrer Selbstporträts handelt, welche uns einen Menschen näherbringen, dessen Persönlichkeit uns Aufschluss geben könnte über eine Abhängigkeit, die in den letzten Jahren zunehmend Verbreitung gefunden hat.

Janina Ast begab sich bereits 2017 in eine Art therapeutische Behandlung. Allerdings handelte es sich bei dem damals einunddreißigjährigen und mittlerweile verunglückten Florian Kramer, der seinen Bildungsweg im zweiten Ausbildungsjahr seines Facharztes der Psychiatrie unterbrach, um einen selbsternannten Forscher, der in Frau Ast vornehmlich eine Interviewpartnerin zur Erschließung seiner Theorien sah, und weniger eine hilfsbedürftige Patientin. Sie hingegen, die bis kurz vor ihrem Tod noch daran festhielt, an keinem ernsthaften Problem zu leiden, ließ sich von Herrn Kramer für die insgesamt zehn Sitzungen, die vordergründig seiner eigenen Recherchearbeit dienten, monetär entlohnen. Begegnet sind die beiden sich nach bisherigem Ermittlungsstand auf dem seinerzeit sehr beliebten sozialen Netzwerk »instagreet«, auf welchem der junge Arzt auf seiner Suche schließlich Fräulein Ast traf, die unter dem Usernamen »memento1990« zu diesem Zeitpunkt noch mehrere Dutzend Selbstporträts am Tag veröffentlichte.

In dem Bemühen, die Ursachen solcher Verhaltensweisen zu begreifen, habe ich viele Weggefährten Janina Asts zu ihrer Person befragt. Ich bin keine Ärztin und keine Psychologin, interessiere mich aber für Menschen und ihre Motivationen – dabei bin ich der Überzeugung, dass ein Versuch, das Leiden der jungen Frau exemplarisch nachzuvollziehen, für ein Verständnis dieses gesamtgesellschaftlichen Problems unabdingbar ist.

Den Mitschriften meiner Gespräche sollte ein kurzer Abriss der Biographie Janina Asts vorausgeschickt werden. Die Vita knapp drei gelebter Jahrzehnte ist überschaubar und trotz oder gerade in ihrer Unentschlossenheit gradlinig: Janina Ast wurde 1990 als einziges Kind eines selbstständigen Datenbankmanagers und einer Biologielaborantin in Salzwedel geboren. Die Eltern trennten sich, als Ast neun Jahre alt war, und behielten das gemeinsame Sorgerecht. Nach ihrem sehr guten Abitur zog die junge Frau nach Frankfurt am Main, um an der dortigen Goethe-Universität zunächst Jura zu studieren. Im vierten Semester erfolgte der Wechsel zum Studium der Humanmedizin, welches sie trotz guter Ergebnisse nach dem ersten Semester abbrach, woran sich ein Neustart in Form eines Bachelorstudiums der Politikwissenschaft anschloss. Letzteres hat Janina Ast innerhalb der Regelstudienzeit erfolgreich abgeschlossen. Danach arbeitete sie für zwei Jahre in einer PR-Agentur als Assistentin der Geschäftsführung, sowie für kurze Zeit als Teamassistentin in einem Internet-Start-up-Unternehmen, das innerhalb eines Jahres aufgrund mangelnder Liquidität aufgelöst wurde.

Daraufhin begann Ast ein Masterstudium in International Management und arbeitete als wissenschaftliche Hilfs-

kraft am Lehrstuhl eines ihrer Professoren. Zum Zeitpunkt ihres Todes war sie noch für diesen Studiengang immatrikuliert, hatte allerdings seit über einem Semester nicht mehr an Lehrveranstaltungen teilgenommen.

Wie viele andere Menschen auch, war ich über den bis dato beispiellosen Todesfall erschrocken.

Wer war diese Frau, die ihren Anblick scheinbar so sehr liebte, dass er sie letztlich das Leben gekostet hat? Was bringt einen Menschen dazu, sich immer wieder selbst fotografieren zu müssen? Welches unverzichtbare Vergnügen lag in dieser Tätigkeit?

Der Textteil dieses aktualisierten Bildbandes ist in zwei Teile gegliedert.

Der erste widmet sich den Schilderungen jener Menschen, die Janina Ast am besten kannten. Auf unserer Webseite finden Sie die Original-Videoaufnahmen der von mir durchgeführten Interviews.

Der zweite Teil besteht aus verbliebenen Mitschriften der Sitzungen mit Florian Kramer. Diesem zweiten Teil werde ich an gegebener Stelle noch ein paar Anmerkungen vorausschicken.

*München, im September 2025
Margot Wilhelms*

Paul Wachter liest das Vorwort dieses dicken Bandes mit solcher Neugier, als sei der Inhalt ihm gänzlich unbekannt. Dabei weiß er bereits alles, was Margot Wilhelms dort geschrieben hat. Nicht, weil sie jemals mit ihm über diese Arbeit gesprochen hätte, nachdem er nichts dazu beizusteuern wusste. Doch schließlich ist es ein recht allgemein gehaltenes Vorwort. Es holt die Menschen dort ab, wo sie sich bereits sicher fühlen. Er kannte nur noch nicht den genauen Wortlaut, in den es den Inhalt verpackt. Es hat ihn stets mit einer sonderbaren Zufriedenheit erfüllt, unterschiedliche Texte über dieselben Geschichten zu lesen. Meist handelt es sich um grausige, sensationelle Neuigkeiten, einen Mordfall oder einen spektakulären Banküberfall, denn über solche Geschehnisse schreiben gern die unterschiedlichsten Medien in ihren nuancenreichen Stilen journalistischer Berichterstattung und des sensationslüsternen Plauderns. Es bereitet ihm eine gewisse affirmative Freude, denselben ihm bekannten Inhalt in den Worten anderer aufs Neue zu erfahren. Manchmal enthält der eine oder andere Artikel nur eine winzige weitere Information. Paul Wachter betrachtet Geschichten gern aus allen Blickwinkeln. Nun hat er diesen dicken Bildband auf seinen alten Knien liegen, einen Bildband, der genau diesen Versuch unternimmt. Seine Finger ruhen auf Margots Ausführungen. Das Buch ist bereits vor dreiundzwanzig Jahren erschienen, aber aus irgendeinem Grund zögerte er

damals, es sogleich zu lesen – als sei noch nicht die Zeit dafür. Und dann – wie es sich mit diesen Dingen häufig verhält – hatte er es für eine Weile in gewisser Weise vergessen. Es war ihm auf jene spezielle Weise entfallen, wie es manchmal bei einer noch zu tilgenden Schuld oder einem besonders anstrengenden, jedoch nicht zwingend notwendigen Vorhaben der Fall ist. Indem Wachter es unterließ, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen, wusste er, dass noch etwas auf ihn wartete. Jetzt aber, das spürt er, muss er die Texte lesen, ehe er dazu nicht mehr in der Lage sein wird.

Paul Wachter ist einundneunzig Jahre alt, und die Vorstellung, dass jeder Moment sein letzter sein könnte, erfüllt ihn weder mit Schrecken noch mit Vorfreude auf eine Erlösung, von der er sich ohnehin nicht sicher ist, ob sie für ihn eintreten wird. Besonders religiös ist er nie gewesen, das hat sich auch im Alter nicht geändert, und eine Erlösung vom irdischen Leben hat er sich auch nie ersehnt. Zwar hat er Schmerzen, aber er lebt gern. Und sie halten sich noch im Rahmen und erinnern ihn daran, *dass* er gern lebt. Als die Ärzte ihm mitteilten, wie stark erhöht seine BNP-Werte mittlerweile seien und dass sein Herz langsam seines Dienstes müde werde, verspürte er vor allem eine Dankbarkeit dafür, dass er von schlimmeren Schrecken des Alters bislang verschont worden war und sich nun allein mit dem Unvermeidlichen konfrontiert sah: nämlich, dass auch das Altern einmal zu Ende geht ... Dennoch wartet er auf die Ungläubigkeit, die Panik, die Angst – alles Regungen, von denen er meint, sie natürlicherweise verspüren zu müssen. Doch

bislang fühlt er sich ruhig und gewiss. Vielleicht muss er den Tatsachen, dem schwindenden Ich, erst in die Augen sehen, ehe er sie fürchten kann.

Die Krankenschwester kommt herein. Er weiß ihren Namen nicht mehr, aber der erscheint ihm auch unwichtig. Es gibt niemanden, dem er noch von seinem Leben erzählt, niemanden, für den er diesen Namen gebrauchen könnte. Er wird sie nicht ansprechen. Sie sind einander alle ähnlich: jung (für ihn sind sie wahrlich *alle* jung), voller Energie und Tatendrang, bewegt von der schimmernden Freude, dass jeder Tag eine neue Chance biete. Für seine Beziehung zu einem Menschen benötigt Wachter mittlerweile nur noch die ihr innewohnende charakteristische Vertrautheit, die er mit einer Person verbindet. Das genügt. Er ist dankbar, dass ein Mensch sich noch um ihn kümmert. Er weiß von Wohnheimen, wo sie mittlerweile Roboter einsetzen. Da muss man sich natürlich den Namen merken. Sonst kommen sie auf Zuruf nicht, nur bei der Notfall-Taste oder bei »Alarm!«. Ihm graust es bei der Vorstellung, wie man dort liegt, einen Herzinfarkt erleidet und der Roboter zuerst schnell angesaust kommt, dann stehen bleibt, regungslos, ohne Mitgefühl, und deinen Körper nach seinem akuten Mangel scannt. Im Glücksfall stellt der Computer im Nu die richtige Diagnose und weiß sofort die erforderliche Hilfe. Hat man aber Pech, gibt es keine Hilfe mehr und man verstirbt allein, einzig mit einer androiden Box aus Blech als Zeugen, die das ganze Elend auch noch filmt.

Die namenlose, aber wegen ihres Mensch-Seins sehr geschätzte Krankenschwester bringt ihm also auf einem

Tablett sein Abendessen. Oder ist es das Mittagessen? Er betätigt eine Taste an seinem Bett, sodass die Rollläden hochfahren. Dann fällt ihm ein, dass die bloße Tatsache, dass die Rollläden noch unten sind, wohl anzeigt, dass es noch Morgen ist. Der Tag beginnt. Ist er mit dem Bildband in den Händen eingeschlafen? Gestern ist er endlich angekommen. Eine der wenigen Print-Ausgaben.

»Der Bella-Jolie-Band?« Die Schwester stellt sein Frühstückstablett neben ihm ab und schaut interessiert auf das wuchtige Objekt in seinem Schoß. »Meine Tante hat sich lange Zeit mit dem Fall beschäftigt. Meine Cousine hatte vor einigen Jahren einen schlimmen allergischen Schock. Wenn sie nicht Sekunden zuvor ein Foto von sich gepostet hätte, auf dem die ersten Symptome schon sichtbar waren, wäre vielleicht jede Hilfe zu spät gekommen! Davor hat meine Tante immer geschimpft, das gab ständig ein Riesentheater. Dass meine Cousine nicht so weitermachen könne mit den ganzen Fotos, *sonst werde sie noch eine Bella Jolie!*«

Die Schwester lacht amüsiert, hört aber schlagartig auf, als sie sieht, dass Wachter dies ganz und gar nicht witzig findet.

»Verzeihung«, murmelt sie rasch. »Gab es in Ihrer Familie ... Ich meine, es geht mich nichts an, ich wollte nur nicht –«

»Nein«, entgegnet Wachter trocken. »Bei uns gab es nur die herkömmlichen Abhängigkeiten. Alkohol, Liebe ...«

Sie lacht etwas nervös, denn sie ist sich nicht sicher, ob er lustig sein will. »Wissen Sie, ich dachte nur, wegen

Ihrer *Angewohnheit*. Dann wäre es natürlich selbstverständlich, wenn Sie, nun, etwas empfindlich, also ... Wie geht es uns denn heute?«, wechselt sie eilig das Thema.

»Mir geht es gut«, erwidert Wachter. »Wie es Ihnen geht, weiß ich nicht.«

Die Krankenschwester sagt nicht mehr viel, nur noch, dass sie nachher die neuen Tabletten bringe, dass sie vor dem Abendessen einen Spielfilm im Gemeinschaftsraum zeigen werden, dass sie gerne seine VR-Brille noch putzen und ihn nachher abholen werde. Er versteht den Sinn dieses Gemeinschaftsraums bei einer immersiven Filmvorführung nicht, doch angeblich soll es sehr wohl einen Unterschied machen, ob ein Film im tatsächlichen Raum gemeinsam erlebt wird oder nicht; das weiß er, sie haben es ihm erklärt, es leuchtet ihm aber nicht ein.

Als die Schwester fort ist, fühlt Wachter sich ein wenig mies. Ihn beschleicht das unangenehme Gefühl, möglicherweise unfreundlich gewesen zu sein. Die Unfreundlichkeit entwischt seinen Lippen manchmal wie ein etwas muffliger Atem, der sich aufgestaut hat und, auf seinen Auftritt lauernd, an seinen Gaumen geklammert hält, um dann, kaum dass Wachter zu einem der wenigen Momente, an denen er mit jemandem spricht, den Mund öffnet, ihm ungezügelt aus der Klappe zu entweichen.

Im nächsten Augenblick hat er diese Sorge vergessen. Er schlägt den Bildband auf. Neben Fotos (vielen Fotos von Bella Jolie, absurd vielen Fotos) und Abschriften von Interviews enthält er Links mit Passwörtern, unter denen er sich Ton- und Bildaufnahmen ebendieser Gespräche in einem Internetportal ansehen kann. Doch bevor er

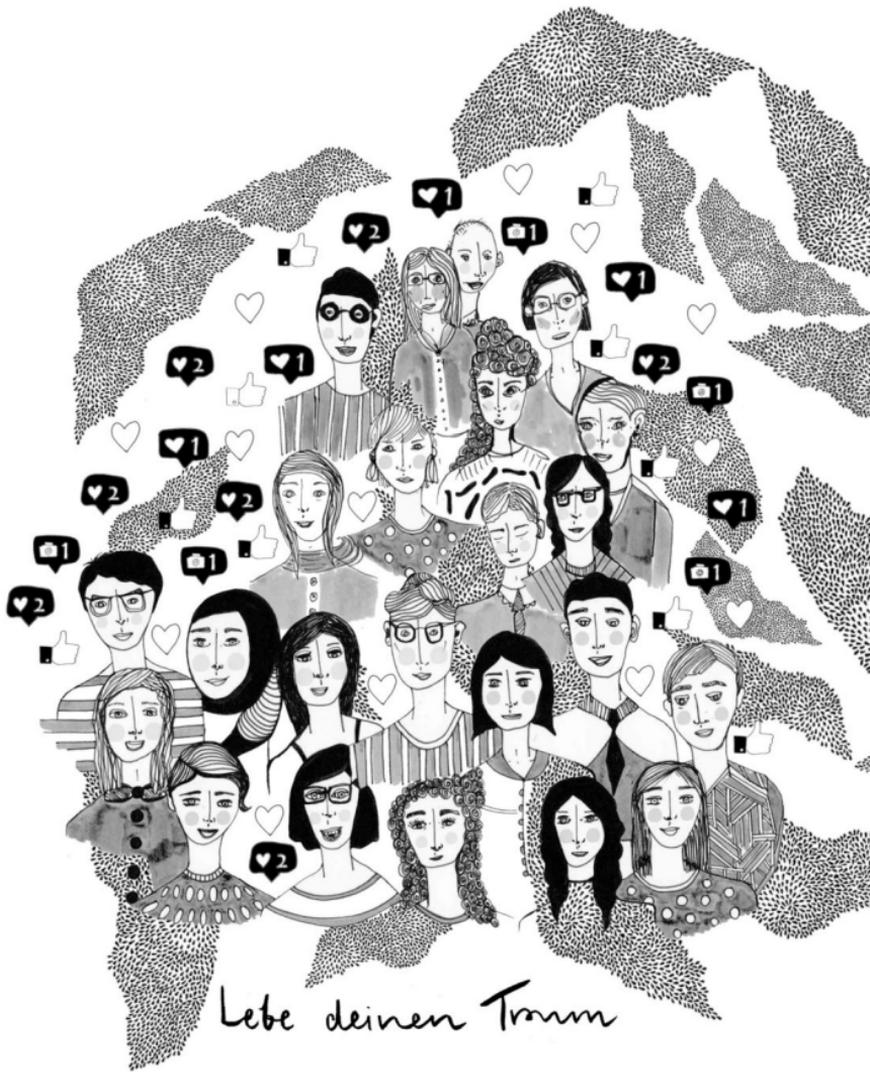
sich anschaut, wie ihre Weggefährten Bella Jolie erlebt haben und was ihre Störung nach Ansicht dieser ihm Fremden ausgemacht hat, möchte er sich seine eigene, erste und einzige Begegnung mit ihr ins Gedächtnis zurückrufen. Einzelne dieser Bilder sind über die Jahre immer wieder in seinem Gedächtnis aufgeflackert, mal sind sie diffus bedrohlich und nahezu formlos, mal einschneidend wie Schnappschüsse, die sich wie von selbst brutal, gleich einer aufgezwungenen Diashow, vor sein inneres Auge rammen. Jetzt will er diese Tür zu seiner Erinnerung ein Stück weit öffnen. Kein anderer Eindruck soll diesen seinen eigenen überschreiben dürfen.

Die Follower

Ein Chor.

Wir sind die Follower. Bella war Bestandteil unseres täglichen Lebens, wie Puderzucker, wie Walnuss-Möhrenbrot, nicht wie Wasser, aber wie Café Latte im Bambusbecher. Wir kannten auch die Farben ihrer Lebenswelt: das Blau der Heidelbeeren im Birchermüsli, das Rosa der japanischen Kirschbaumblüten in dem Park, den wir für den ihr nächsten hielten, sowie das knallige Rot ihrer Ledertasche und der dunkel gleißende Schimmer ihrer Sonnenbrille. Wir folgten ihr an den Frühstückstisch und vor die Haustür. Manche nennen uns Abonnenten. Aber der Abonnent bekommt meistens nur geliefert, so richtig ist er nicht dabei. Wir aber sind es, weil wir selektiv dabei sind. Der ganze Alltagsballast ist weggeschält, das Surplus aus ennuyanten Banalitäten und des reizlosen Einerleis. Übrig bleibt die Essenz der Schönheit dessen, was ihr Leben in ihren (und dann auch unseren) Augen erst wertig macht. Der Rest ist nur Rest.

Wir sind die Follower. Bellas Gesicht ist uns so vertraut wie das eigene. Wir kennen die Winkel, die ihre Wangenknochen und ihre Kinnpartie als variant erscheinen lassen. Uns ist der Lichteinfall bekannt, in dem ihre Sommersprossen sichtbar werden, und die Dichte ihrer Wimpern. Wir kennen den erschöpften Ausdruck auf ihrem Gesicht, wenn sie müde ist, auch jenen wohlthuend



Lebe deinen Traum



verschwitzten, wenn sie vom Sport kommt, und das ein-satzbereite Grinsen eine halbe Stunde nach dem Kaffee.

Wir sind die Follower. Bella und wir sind verbunden über ein Herz und ein Daumen-hoch. Häufig lassen wir sie somit wissen, dass wir sie gesehen haben. Meistens jedoch nicht. Sie aber weiß, dass wir sie sehen. Wir finden Trost in ihrer federleichten Regelmäßigkeit, in dem steten Zugriff auf ihr Bild, in der selbstverständlichen Popularität ihrer virtuellen Identität, in unserer ungebundenen und verlässlichen Beziehung zueinander.

Es war schlimm, als keine Fotos mehr kamen. Wir begannen, in den Kommentaren nach ihr zu fragen. Erst fordernd: Wo bleibt das neue Foto? Dann wütend: Was ist mit dir? Dann sorgend: Was ist mit dir? Gleiche Worte, nicht gleicher Tonfall, heißt nicht gleicher Emoticon.

Dann beruhigte sie uns. *Alles ist gut, bin nur beschäftigt, ihr Lieben. [Herzchen. Äffchen, das sich die Augen zuhält.]* Und irgendwann die Meldung, dass ihr die Zeit fehle, die Zeit, die Fotos hochzuladen. Dass sie das nicht mehr leisten könne.

Eine Leistung wars? Wir dachten, wir haben Spaß; wir dachten, wir spielen. Wir dachten, wir gucken nur ein bisschen und haben uns gern. Und jetzt fehlt uns das Lachen, fehlt uns der ernste Blick, fehlt uns das geliebte, das bewunderte Gesicht. Wir rufen nach ihr in ihren Worten, wir schreiben: *Welch famoser Tag!* Wir schreiben: *Ergreife den Augenblick!* Wir schreiben: *Lebe deinen Traum!* Und wir fragen immer und immer wieder: *Wo bleibst du?*

Erst haben wir nur getrauert, doch dann haben wir begriffen: Was wir lieben, diese Fotos, die nimmt uns keiner mehr. Sie sind und bleiben online, und seit sie fort ist, tauchen immer mehr Fotos auf, von Freunden, von alten Jahrbüchern, von irgendwem, der sie einmal kannte oder ihr Bild in alten Schubladen fand. Fotos, die sie selbst nie veröffentlicht hätte! Fotos, von denen sie womöglich gar nichts wusste! Ein ganzer Band soll in Planung sein! Sie planen doch den Band, oder nicht, Sie planen den? Und dann all die tausend Fotos, von denen wir wissen, dass sie von ihr noch gefertigt wurden und dass sie nur die Zeit nicht mehr fand sie zu veröffentlichen!

Janina Ast ist tot, aber Bella Jolie ist unsterblich geworden.

Wir sind nun so viel reicher.

*

Paul Wachter erlaubt sich, den persönlichen Gedanken an Margot, der sich immer wieder aufgedrängt hatte, nun endgültig zuzulassen, ohne ihn wegzuscheuchen. Und ihr tiefschwarz gefärbtes Haar mit dem zarten Schimmer, den das Dunkel fast immer verschluckte. Er denkt aber nicht nur an die Märchenfigur, zu der sie für ihn geworden war. Ein wunderschönes Phantasma seines vergangenen Lebens; Teil eines kleinen Ausschnitts, der für ihn der größte war. Größer als sein ganzes Leben.

Margot hatte ihre Sachen bereits gepackt. Sie war ruhig und sachlich, geschäftlich. Selbst als er ihrem Gesichts-

ausdruck, gepaart mit den Koffern, die schon gefüllt, aber offen auf dem Bett lagen, ansah, dass sie gerade im Begriff war, sein Herz zu brechen, fand er seine Frau wunderschön. Neunzehn gemeinsame Jahre lagen in diesen Behältern. Sie würde sie zupacken und mitnehmen. Nachdem sie ihn begrüßt hatte, packte sie zunächst unbeirrt weiter. So mochte sie das, und so liebte er es an ihr: eins nach dem anderen. Erst packen, dann verlassen. Zwar nicht wortlos, aber erst mal packen. Kein Drama, stattdessen die Bereitschaft zum sofortigen Aufbruch. Er machte es sich selbst später schwer, ihr aber nicht. Ihr hörte er zu. Sie fand klare Worte, die er dennoch nicht verstand, von denen er sich aber jedes einzelne merkte. Margot war gefasst, aber nicht kalt. Noch etwas, was er an ihr schätzte: Hatte sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, war sie davon nicht mehr abzubringen. An jenem Tag liebte er das nicht, aber ein Teil von ihm, der, der noch nicht so ganz realisierte, was gerade geschah, bewunderte sie für ihre Entschlusskraft. Wie lange schon, fragt er sich noch heute, hatte diese Entscheidung festgestanden? Dann war sie fort und kam nie wieder.

Hätte er mehr kämpfen sollen? Für jemanden zu kämpfen, der einen nicht mehr will – ist das Kampf oder ist das Aufdringlichkeit? Wäre es romantisch gewesen, ihr Blumen an die neue Adresse zu schicken (nachdem er sie herausgefunden hätte) und ihren Handybildschirm mit verpassten Anrufen zu füllen? Er hält es vielmehr für romantisch, jetzt, an seinem Lebensabend, wieder an sie zu denken. Der sich beinahe ewig Sehrende. Ein bisschen tragisch, aber nicht zu sehr.

Einmal hatte sich Margot noch in einer Sache gemeldet, die über einen höflichen Gruß hinausging. Die ein wirkliches Interesse bekundete. Damals, als Fräulein Ast verstorben war, hatte sie den Fall bereits rege verfolgt. Das wunderte ihn nicht. In der Berichterstattung war sie auf die Mitteilung gestoßen, dass ein gewisser Paul Wachter der Vermieter war, der die Tote aufgefunden hatte. Margot vergaß nur selten etwas, aber der Name des Ex-Ehepartners ist etwas, das den meisten Menschen in Erinnerung bleibt, auch wenn einige sich weigern, ihn jemals wieder klar zu nennen. Da war der Abend mit den Koffern drei Jahre her. Margots Interesse war immens. Bei diesem Telefonat vernahm er eine ungekannte Betroffenheit in ihrer Stimme. Beinahe redete sie, als sei all dies ihr, Margot, selbst widerfahren. Als wäre Janina Ast vor allem ein potientieller Alternativ-Ich gewesen. Die bekannte, beklemmende Qualität des Gedankens (sofern er nicht, wie in manchen anderen Fällen, durch Neid motiviert ist): *Das hätte auch ich sein können.* Sie sprachen wie alte Vertraute: *Aber, Paul, das ist 'ne Story. Das ist gewaltig. Daran will ich arbeiten. Dazu muss ich mehr herausfinden. Paul, aber noch mal: Du kanntest sie nicht? Weißt du irgendwas, irgendwas, das für diesen Fall relevant sein könnte? Du musst doch etwas mitbekommen haben. – Nein. Nichts. Sie war eine Mieterin, sie unterschrieb den Vertrag, sie bewohnte die Wohnung, wenige Monate, sie starb. Ich weiß auch nicht mehr als du. Ich bin ihr kein einziges Mal begegnet.*

Sie sagten einander noch so etwas wie: Ein Glück, dass es uns gut geht. Wie schön, dass wir so normal

miteinander reden können. Was kochst du heute Abend? Ach ja, lecker, das kannst du ja so toll. Guten Appetit dann später.

Danach hatten sie nie wieder voneinander gehört. Das konnte er ihr nicht zum Vorwurf machen. Margot Wilhelms war eine beschäftigte Frau mit großen Ambitionen, größer, als sie jemals in ihre gemeinsame 80-Quadratmeter-Wohnung gepasst hätten. Und da, wo es für eine Ehe keinen Platz gab, gab es ihn für eine lauwarmer Freundschaft mit dem Ex erst recht nicht. Ohnehin hatte er nur zwei-, dreimal nachgefragt. Er hätte öfter nachhören müssen, das weiß man ja. Dann hätten sie vielleicht noch einmal länger miteinander gesprochen. Dann hätten sie sich vielleicht noch einmal einander angenähert. Dann hätten sie von der neuen Technik profitieren können, die spätes Eltern Glück leichter erlaubt.

An einem Nachmittag, dem einige regnerische Stunden vorausgegangen waren, war Margot Wilhelms danach, der Natur der Schweizer Alpen nahe zu sein und auf ein Tal zu blicken. Margot war allein gewandert. Solch einen Ausblick hatte sie gern für sich. Der gängigen Erzählung zufolge war sie auf dem feuchten Boden unglücklich ausgerutscht und hatte das Gleichgewicht verloren. Bei dem Sturz hintenüber war ihr Kopf auf einem Stein drei Meter tiefer aufgeschlagen, ehe sie den Abhang hinunterfiel – »für die siebenundfünfzigjährige Frau kam jede Hilfe zu spät«.

Mit einem flotten Ruck springt Wachter nun aus dem Bett. Der Gedanke an Margots Sturz gibt ihm kurzzeitig Kraft, der Bewegung nach unten ein entschiedenes

Nach-oben entgegenzusetzen. Die Beine halten ihn noch gut. Den Bildband unter den Arm geklemmt, lässt er seinen dünnen Körper unter der Last seines dicken Mantels verschwinden und packt das Smartphone in die Seitentasche. Den Hut setzt er sich auf seinen kahlen Kopf, rückt die Brille zurecht und verlässt das Zimmer. Der Flur ist in ein trübes, unliebsames Gelblicht getaucht. Es riecht wie immer frisch gereinigt. Wenige Schritte später wird er auf dem Flur aufgehalten. Die Schwester schaut überrascht, und zugleich mit von sich selbst angeödeter Strenge.

»Wohin des Weges, Herr Wachter?«

Eigentlich hat sie, das hört er, keine Lust, mit ihm zu sprechen. Er gilt als gereizter Kauz, als alter Mann mit muffliger Stimmung. Irgendwann wird er nicht mehr da sein, und dann wird auch nichts mehr sein, was an ihn erinnert. Sie werden sein Zimmer räumen und neu vermieten. Niemand wird ein Andenken an ihn haben. Er will sich nicht mehr dagegen sträuben. Seine Zukunft kann ihm nicht mehr weggenommen werden. Er will am Ende zurückblicken, und dann noch einmal geradeaus.

»Spazieren gehen. Das habe ich lang nicht mehr gemacht.«

»Aber Herr Wachter! Es regnet doch.«

»Eben drum.«